

Stimmungsbilder aus Italien [Fortsetzung]

Autor(en): **Dietzi-Bion, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nommen werden, wie dies geschehen kann ohne Beeinträchtigung des Verkehrs, zeigt das Beispiel der Voligenstraße, da wo sie über die Bahnlinie geführt ist, und der neu gepflasterten und erweiterten Muristraße.

Die Broschüre E. Mumenthalers ist mit 25 Alleebildern nach Aufnahmen des Verfassers — wir geben hier einige zur Probe wieder — reich geschmückt. Sie bezeugen eindrucksvoller als eine lange Beschreibung den Wert unserer Baumanlagen. Der Verfasser verdient den Dank der Öffentlichkeit dafür, daß er uns mit seiner



Baumallee Engestrasse (Viererfeld).

(Eltich Verkehrs-Bureau Bern.)

interessanten und nach allen Seiten hin reich belegten Darstellung zum Bewußtsein ruft, welch einen kostbaren und unvergänglichen Schmuck unsere Stadt in ihren Alleen besitzt und daß er uns daran mahnt, diesen Schmuck wertzuschätzen, zu pflegen und zu mehren.

H. B.

Stimmungsbilder aus Italien.

Von Hedwig Diehi-Bion.

II.

Bologna la Dotta (die Gelehrte).

Schon dämmt der Abend, als wir dem Bahnzug entsteigen. Am Ausgang steht unser amico italiano mit dem so unitalienischen Aussehen, denn seine Augen sind blau, und sein lockiges Haar blond. Wir nehmen Quartier im Hotel San Marco. Es ist ein altes, ächt italienisches Hotel, sauber, gut geführt und billig. Zuerst müssen wir uns freilich den Vergleich mit unsern schweizerischen Musterhotels abgewöhnen. Unser Zimmer enthält nur zwei Eisenbetten, einen Waschtisch, einen kleinen Tisch und zwei Stühle. Seine Fenster gehen nach der breiten, unendlich langen Via dell'Indipendenza hinaus.

Wir nehmen unsere Cena im Café unten; der uns bedienende Kellner ist ein alter Mann mit schneeweißem Haar und feinen Zügen. Seine Augen sind blau wie zwei Berggipfe. Er ist begeisterter Fascist; wenn er von Mussolini erzählt, leuchten seine Augen. Das Bild des Duce hängt gleich beim Eingang im Corridor, und darunter schreitet eine prachtvoll ausgestopfte Löwin, das bevorzugte Tier des Duce.

Wir halten uns aber nicht lange beim Essen auf, sondern wandern durch die Straßen der alten Stadt, dieser wundervollen, viel zu wenig besuchten Stadt der Türme und der Arkaden. Jede Straße, auch die älteste, hat Laubengänge, ein wenig wie in Bern, und doch wie anders! Jeder Säulengang ist ein Kunstwerk für sich, jede Säule selbst ein gutes Stück Architektur. Man kann nur schauen und

staunen. Und sie sind überall. Imposante breite Arkaden den großen Straßen, auch der ganzen Länge der Via dell'Indipendenza entlang, wo die prunkvollen Auslagen zum Kaufen anlocken; in den Seitenstraßen, in den ganz alten engen Sträßchen, überall Lauben und Säulen, ein herrlicher Anblick. Schon heute, in der Abenddämmerung, können wir uns nicht sattsehen, und überwältigt stehen wir auf der riesengroßen Piazza still, wo die Zeit um Jahrhunderte zurückgegangen zu sein scheint; wo der Palazzo Enzo seine gezackten Zinnen vom Abendhimmel abhebt. Hier schmachtete der König Enzo, der liederkundige Held, der Sohn Kaiser Friedrichs II. dreißig Jahre hinter Gefängnismauern, aber getröstet durch die Liebe der schönen Lucia Viadagola, bis zu seinem Ende 1272. Das berühmte Geschlecht der Bentivoglio leitet seinen Ursprung von der schönen Lucia ab. Und schön sind sie auch heute, die jungen Bologneserinnen, auch heute in der modernen Zeit, von stolzer Haltung, das bräunliche Antlitz in lieblichem Oval gerundet, mit großen feurigen Augen, schwarzem, glänzendem Haar, feingeschnittenen Zügen und herrlichen Zähnen. Sie sind schön gewachsen, fast durchaus dunkel gekleidet, und stöckeln auf ihren eleganten Schuhchen eilig durch die Colonnaden. Sie haben etwas ungemein Liebliques und Freundliches: Als wir durch die Colonnaden der Via dell'Indipendenza wanderten, eilte eine hübsche Blumenverkäuferin herbei und steckte mit unnachahmlicher Grazie und Schnelligkeit meiner Tochter ein kleines Rosenbouquet an die Brust. Wohlgeriecht, ohne dafür eine Bezahlung annehmen zu wollen! Und ein anderes liebliches Mädchen, eine Verkäuferin in einem Geschäft, bei der wir doch nur eine Kleinigkeit kauften, griff plötzlich nach einem dahängenden geheimnisvollen Fläschchen und spritzte uns ein ganzes Wasserfällchen von herrlich duftendem Veilchenparfum an.

Von unglaublicher Wirkung sind die beiden schiefen Türme auf der Piazza di Porta Ravennana, zwei seltsame viereckige Backsteinbauten; der unvollendete mit Namen Garisenda, und der wunderherrlich schlank in die Luft steigende Asinelli, in dessen Innern fünfhundertsebenundzwanzig Stu-



Baumallee Bolligenstraße gegen die Waldau.

(Stiché Vertheesbureau Bern.)

fen sind, die aber kaum mehr benutzt werden. Dieses wunder-same Bauwerk sieht schon seit neun Jahrhunderten — es ist ja kaum auszudenken — mit hundert Metern Höhe auf sein Bologna hinunter. Dante dichtete von dem einen der beiden Türme, indem er ihn mit dem Riesen Antäus vergleicht:

«Qual pare a riguardar la Carisenda
Sotto il chinato, quando un nuvol vada
Sovr'essa sì, che ella in contro penda; . . .»

Glücklicherweise hat sich Bologna nicht aus ihrer antiken Schönheit in eine langweilige moderne Stadt entwidelte, obgleich auch die Straßenbahnen nicht fehlen. Diese sehen aber so komisch klein aus neben den Riesenmäßen der Palazzi, Kirchen und Türmen, daß sie uns wenig stören. Man wandelt in dieser Stadt wie im Mittelalter; bald da, bald dort betreten wir den Eingang eines Palazzo, über dem ein in Stein kunstvoll gehauenes Familienwappen thronet, und wo ein wundervolles riesenhohes und breites Eisengitter uns von einem Hof abschließt, in dem oft ein Baum einsam steht, ein Brunnen verschlafen rauscht, oder ein verwittertes Steinbild von vergangenen Zeiten erzählt.

Nun stehen wir vor dem Eingang der Universität. Sie ist eine der ältesten Universitäten Italiens und hochberühmt. Auf alten Münzen steht zu lesen: „Bononia docet“. Auch Frauen lehrten dort, so im 14. Jahrhundert Novella d'Andrea. Sie war so schön, daß sie hinter einem Vorhang ihre Vorlesungen halten mußte!

Schon ist es dunkel, ein geheimnisvolles Raunen scheint um die Säulen zu gehen, ein Wehen von großer Vergangenheit, ein unennbares Ahnen vom Dasein der großen Geister, die hier ein und aus gingen. Unser Begleiter sagt ernst und fast feierlich: „Hier, über diese Stufen betrat Dante die Universität; Dante, der Größte, der Verehrungswürdigste!“ Und an eine Säule gelehnt, mit Augen, die in weite Fernen gehen, rezitiert er die schönsten Sonette Dantes. Das ist wundervoll, zur Stimmung der alten Stadt passend.

Nun ist es spät geworden. Morgen ist auch noch ein Tag. Unser Freund wird uns abholen und uns alle die vielen Sehenswürdigkeiten und Herrlichkeiten der Stadt in Gallerien und Kirchen zeigen.

. . . Und so geschieht es. Nur kurz sei erwähnt, was gelehrte Federn besser zu erzählen wissen: vor allem die Pracht der Kirche von San Petronio, die dem heiligen Petronius, einem der Schutzheiligen Bolognas geweihte größte Kirche der Stadt, von gewaltiger Ausdehnung und er-

greifender Schönheit. Ihre Länge beträgt 117 Meter, die Breite 48 Meter. In dem Mittelschiff wird das wunderbar harmonische Spitzbogengewölbe von 12 Pfeilern getragen. An der Fassade bewundern wir die herrlichen Skulpturen von Jacopo della Quercia. Von den andern interessanten Kirchen ist uns die von San Stefano besonders im Gedächtnis geblieben, die aus einer Gruppe von acht Gebäuden besteht. Die älteste Kapelle soll schon im vierten Jahrhundert gegründet worden sein.

Damals besaß die Stadt 200 Türme, es muß ein sonderbarer Anblick gewesen sein. Beinahe jedes adlige Haus hatte damals seinen Verteidigungsturm. Um die Stadt in ihrem ganzen Umfang und in ihrer stimmungsvollen Schönheit noch recht zu genießen, fahren wir mit der Straßenbahn etwa eine Viertelstunde weit hügelan. Von der Terrasse der schönen, in rötlichem Stein erbauten Kirche ganz im Grünen — sie heißt nicht umsonst San Michele in Bosco — umfaßt das Auge entzückt die schöne alte Stadt, „die Stadt

der hundert Türme“, wie sie heute noch geheißen wird. Und sehen wir auch nicht just hundert, so sind es doch genug, um Bologna einen unvergleichlichen Reiz zu verleihen.

Die schlanken Türme ragen über den steilen alten Dachgiebeln, unter denen seit Jahrhunderten so viele hochberühmte Menschen wohnten (z. B. auch Michelangelo, der als junger Meister dort arbeitete), stimmungsvoll in die blaue Luft, die von Maiendüften erfüllt ist.

Wohl etwas müde von dem vielen Geschauten, aber ganz begeistert von den Herrlichkeiten der Academia delle belle Arti, der großen Gemäldesammlung, deren Glanzpunkt Raphaels heilige Cäcilia ist, vor der einst Goethe ergriffen stand, wandern wir nachmittags nochmals durch die Straßen und Plätze.



Weg im kleinen Bremgartenwald nach Reichenbach.

Der prächtige Neptunbrunnen mit seiner in Riesenmäßen ausgeführten Neptunstatur gibt dem Platz den Namen. Uns will diese von so vielen Figuren, Sirenen und Engeln auf Delphinen belebte Skulptur gar nicht recht ge-

fallen; wir gehen lieber nach der Ostseite der Piazza, zu dem gotischen Palazzo Enzo und dem Palazzo del Podesta mit seinem zinnengekrönten Turm.

Und dann lassen wir das raschpulsierende Leben der alten Stadt, zu dieser Stunde sie modern erscheinen lassend, an unserm Auge vorbeigehen. Wir sitzen vor einem der schönen Cafés im Freien und erfreuen uns an dem Anblick der vielen schönen Menschen und an der melodischen Sprache, die wie Musik klingt.

Und nun, an diesem Abend zu vorgerückter Stunde, sollen wir noch einen Gang tun, den die Fremden sonst kaum gehen, denn er ist mehr oder weniger gefährlich. Unter dem Schutz unseres Freundes wollen wir ihn wagen, und wir kommen auch heil zurück. Wir müssen uns aber den Anordnungen unseres Führers fügen. Zum Beispiel dürfen wir uns nicht in seinen Arm einhängen, denn „das sieht nach Furcht aus, und die dürfen Sie nicht zeigen“, sagt er. Wir wollen nämlich die verrufenen Stadtteile besuchen, wie jede Großstadt sie hat, aber eine italienische und noch dazu im mittleren Italien ganz besonders. Wir wandern nicht zu rasch, nicht zu langsam über Plätze, wo an den breiten Bächen und Kanälen Männer und Frauen stehen und uns bald laut lachend, bald drohend nachsehen. „Wenden Sie sich nie um“, warnt der Freund, „ich gebe schon acht“. Sein scharfer Blick sieht alles. Er sieht, wie hinter einem Laubengänger ein zerlumpter Kerl sich an uns heranschiebt. Da bleibt er stehen und mißt den Verdächtigen von Kopf zu Fuß, bis er wegschleicht. Aus einer Spelunke tönt grelle Musik, Schatten gleiten hinter den Vorhängen vorbei; vor der Schenke stehen zwei wild und schön zugleich aussehende Mädchen mit begehrllichem Blick. Rasch zieht uns der Freund weiter. Ein Bursche wirft uns ein Wort entgegen und versperert uns den Weg. Wie er die scharfe Antwort in Bologneser Dialekt hört, zieht er sich murrend zurück. Nun ist fast keine Beleuchtung mehr in den immer enger werdenden Laubengängen; dunkle Gruppen stehen herum und wollen uns folgen. „Jetzt ist es besser, umzukehren“, sagt unser Führer und nimmt uns nun selbst an den Arm, damit wir nicht getrennt werden. Und rasch verlassen wir das unheimliche Viertel und sind merkwürdigerweise nach ein paar Minuten wieder im belebten, lichterstrahlenden Stadtzentrum.

Am nächsten Morgen nehmen wir Abschied von Bologna la Dotta, wir nennen sie „la Bella“, ganz erfüllt von all dem Glanz, der, von der Patina der Jahrhunderte geädelt, über der ehrwürdigen Stadt liegt.

Nachtgeräusche.

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
Die ans Ohr des Schlummerlosen fluten!
Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
Dann? Nichts weiter als der ungewisse
Geisterlaut der ungebrochenen Stille,
Wie das Atmen eines jungen Busens,
Wie das Murmeln eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann der ungehörte Tritt des Schlummers.

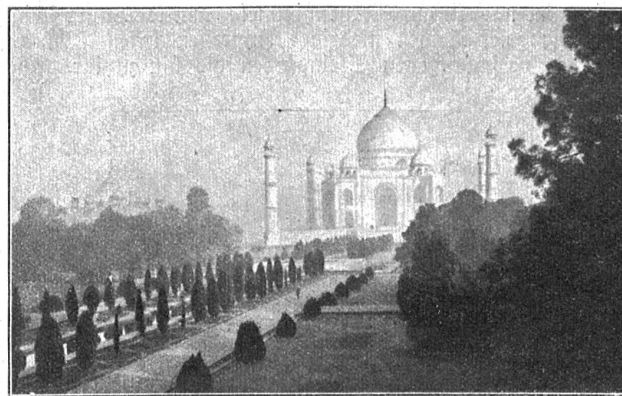
Conrad Ferdinand Meyer.

Brief aus Indien.

Unterwegs, im März 1926.

Liebe Berner Woche!

Ich habe Dich letztes Mal durch die indische Hauptstadt genommen. Vier Eisenbahnstunden südlich von Delhi,



Agra. Taj Mahal im Mondenschein.

liegt die andere alte Kaiserstadt — Agra. Einst der Schauplatz glänzender Hoffeste, bei denen die dem Kaiser dargebrachten Geschenke so kostbar waren, daß der Gesandte der Engländer mit seiner für den Kaiser Jehangir bestimmten Prachtsequipe ganz hilflos da stand und in aller Eile eine zweite anfertigen ließ. In zwei Tagen, sagt die Geschichte. Ob sie aus Papier Maché war oder aus richtigem Holz und Leder, und ob sie des gewichtigen Kaisers gewichtige Persönlichkeit auch getragen, das sagt die Geschichte aber leider nicht.

In Agra hat der große Kaiser Akbar zuerst Hof gehalten und hat draußen in Fatehpur Sikri, der bald darauf verlassenen Stadt, mit Vertretern der hauptsächlichsten Religionen zusammengesessen, um einen Mittelweg, eine neue allgemeine Glaubenslehre zu finden.

In Agra hat Akbars Sohn, Jehangir, die wunderschöne, hochbegabte Nur Jahan, das „Licht der Welt“, geheiratet und sie hat an seiner Statt ein halbes Menschenleben lang die verwinkelten Staatsgeschäfte des riesigen Reiches geleitet.

Jehangirs Sohn aber, Shahjehan, hat der Stadt das Bauwerk gegeben, das sie für alle Zeiten und über alle Lande berühmt machen sollte — die Taj Mahal, das Grabmal, das er für sich und seine über alles geliebte Gattin gebaut.

Der Bädeler gibt Dir genau auf den Quadratzentimeter alle Dimensionen. Er sagt Dir auch, wie viel der Bau gekostet, wie lange daran gearbeitet worden sei und daß er sich mit den besten Werken der Griechen messen könne.

Ah, laß' einmal die Kosten und laß' die Griechen und jeden, jeden Vergleich! Es ist ein blasser Halbmond heute. Wir wollen hinunterschlendern durch die dunkeln Gärten und Anlagen und einen Blick nach der Taj tun, nur einen — vielleicht ist das Mondlicht nicht einmal hell genug.

Wenn Du ein Amerikaner bist, einer von jenen Blicktouristen, die Indien in 14 Tagen „sehen“, dann weißt Du schon ganz genau, was nun an Dich kommt. Und Du wappnest Dich, auf daß Du morgen nach einem reichlichen Frühstück Deinen Freunden eine Karte schreiben und dem Gerücht über die Taj einmal ein Ende machen kannst. „Sie ist ja ganz schön... aber...“

Nun bist Du eben kein Amerikaner, sondern eine anspruchsvolle Schweizerin, in deren Seele noch ein kleiner Winkel ist, wo Weihnachtsbaumzauber und Erwartung Platz haben. Und wie Du nun ins erste Eingangstor trittst, und dunkle Säulenhallen dehnen sich links und rechts zu einem Vorhof, und ein rotbefrackter Alter, eine flackernde Stallaterne in der Hand, zeigt dir den Weg in die innern Gärten, da weitet sich der Weihnachtsbaumwinkel Deiner Seele, weitet sich und wächst, bis er dein ganzes Wesen erfüllt. Ihr Bild, gerahmt vom dunkeln Spitzbogen des Eingangstores, weit, weit drüben im blassen Mondenschein, liegt sie nun, die Mondscheinprinzessin, die Taj. Der bläuliche Marmor